

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 20 (1937)
Heft: 24

Artikel: Es geht nicht vorwärts (Schluss)
Autor: Brauchlin, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

springen und ihre Führung übernehmen, statt abzuwarten, bis man überfahren wird!»

So ganz ernst ist es ihm mit diesem Lobe allerdings nicht, denn an anderer Stelle zitiert er wieder zustimmend den bereits erwähnten Emil Fiedler: «Es ist heutzutage ungeheuer leicht, als Agitator für den Atheismus aufzutreten. Ist es denn ein Wunder, dass Hundertausende den Glauben an Gott und an den guten Willen der Menschen, die sich Christen nennen, verlieren? Nein, es ist schon viel eher ein Wunder der Gnade, dass es Menschen gibt, die noch gläubig sind, obwohl sie seit Jahren nichts anderes als Elend und Not gekannt haben; die am Sonntag mit leerem Magen in die Kirche gehen, dort wohlgenährte, tadellos angezogene Menschen sehen und wieder nach Hause kommen und doch weiter an Gott glauben.»

Nun, wir Freidenker sind bescheiden genug, um anzuerkennen, dass unsere Agitation sich nur dort bewährt, wo die materiellen Ursachen der Abfallsbewegung bereits den Boden für unsere Tätigkeit vorbereitet hat. Was jedoch das «Wunder der Gnade» betrifft, dass es nämlich trotz alledem noch gläubige Menschen gibt, so sind wir der Ansicht, dass kein noch so ausgeklügeltes System der seelischen Massenbeeinflussung auf die Dauer ausreichen wird, um den Zerfall des religiösen Gebäudes zu verhindern. Reichenberger muss natürlich im eigenen Interesse — als Geschäftsträger des «Volksbundes deutscher Katholiken» — die Sache so darstellen, dass seine Organisation zu leisten vermag, was die «Diener Gottes» nicht mehr zustande bringen. Darum erklärt er auch mit dankenswerter Offenheit in Sperrdruck: «Heute ist die Pfarrgemeinde in voller Auflösung begriffen» und «wir stehen vor einer Abfallsbewegung wie nie mehr seit den Tagen der Reformation».

Da bleibt nach seiner Ansicht nur mehr — abgesehen natürlich von Gottes Hilfe — der Ausweg, «alle Schäden am menschlichen Teil des kirchlichen Organismus» zu beseitigen. Zu diesen Schäden rechnet Reichenberger die Unterschätzung der Vereinsarbeit — lieber Leser, merkst du was? — in manchen katholischen Kreisen. Diesen Nörglern hält er entgegen: «Die erste, vielfach die einzige Möglichkeit zu persönlichem Kontakt bietet die Arbeit in den katholischen Vereinen». Und nun folgt ein Loblied auf die Tätigkeit des von ihm vertretenen Volksbundes: Jede seiner erweiterten Ausschusssitzungen «ist eine Schulung der Frontsoldaten und Offiziere für die katholische Bewegung», die monatliche Bundeszeitschrift sei ein «papierener Kooperator» und der Volksbund gebe «jährlich Tausende von Kronen aus, um durch Caritas zu missionieren».

Es liegt uns fern, gegen diese Selbstreklame Reichenbergers zu polemisieren. Wir wollten nur ein wenig hineinleuchten in den Geschäftsbetrieb der katholischen Aktion, die als Abwehrbewegung gegen die zunehmende Gottlosigkeit ihre Existenzberechtigung sozusagen uns bösen Freidenkern verdankt. Wir wollen auch den Spiess nicht umdrehen; ob nun die katholische Aktion da ist oder nicht, wir Freidenker arbeiten im Dienste des Fortschrittes, im Dienste der geistigen Entwicklung der Menschheit, im Dienste der sozialen Gerechtigkeit und des Friedens. Unsere Tätigkeit ist getragen von der Ueberzeugung: Nur durch richtiges Denken können die Menschen zu richtigem Handeln veranlasst werden!

Th. Hartwig.

Es geht nicht vorwärts.

Von E. Brauchlin.

(Schluss.)

Der Kampf ums Dasein ist eine Schande für das Zeitalter der unbegrenzten Möglichkeiten, eine um so grösse Schande, als der Hunger, die Triebfeder zum Kampfe, künstlich erhalten

wird (siehe Artikel in Nr. 23 d. Bl.). Profitwirtschaft steht ausserhalb der Kultur, ist kulturfestlich.

Schliesslich muss man sich aber doch fragen, wie es komme, dass die Hungernden, die doch die grosse Masse bilden, sich den Kampf ums Dasein, ums karge tägliche Brot, aufzwingen lassen und nicht schon längst sich bessere Lebensumstände geschaffen haben. — Die Antwort ist weniger einfach als die Frage; sie kann hier nur wenige Hauptpunkte berühren.

Dass die Wenigen die Vielen beherrschen, ist naturbedingt: der Mensch ist ein Herdentier. Damit ist nichts Ehrenrühriges gesagt, blos eine allgemein bekannte (nicht so allgemein zugegebene) Tatsache festgestellt. Von Natur aus schlecht bewehrt, musste sich der Urmensch mit seinesgleichen zusammenschliessen, um gegen das stärkere, wehrhafte Getier aufzukommen. Wo eine Gruppe, ein Rudel, irgend eine Gemeinschaft entsteht, wächst ein Führer daraus hervor, das stärkste, wagemutigste, mit den sichersten Instinkten ausgerüstete Tier. Das Leittier wacht über die Herde, führt es zu Futterplätzen und, wenn es in Gefahr den Kopf verliert oder sonst verrückt wird, rennt es dem Abgrund zu, stürzt sich in den Abgrund, oder wenn es vom Feuer geschreckt wird, ins Feuer. Und die Herde folgt ihrem Leittier, ihrem «Führer», blindlings, geht es zum Futterplatz, zur Tränke, in den Abgrund oder in den lohenden Brand. Die Herde glaubt, vertraut, gehorcht blindlings, es kommen ihr keine Zweifel auf, sie schaut nicht voraus, sie denkt nicht, selbstverständlich, denn eben deshalb ist sie Herde.

Der Mensch hat aus dem Zustand der Tierheit den Herdentrieb ins Menschentum herübergenommen; das konnte nicht anders kommen, weil er ihm von Natur aus eigen war. Aber man ist geneigt, sich die Möglichkeit vorzustellen, dass kraft der geistigen Fähigkeiten, die ja eben dem Menschen vom Tier unterscheiden, der blinde Herdentrieb sich zum Gemeinschaftssinn ausgebildet hätte, dass die Herde denkender Menschen ihre eigene Wohlfahrt ins Auge gefasst und gefördert und nur solchen Führern Gefolgschaft geleistet hätte, deren Ziel die Mehrung des allgemeinen Wohls gewesen wäre. Aber diese Möglichkeit ist nicht zur Wirklichkeit geworden; blindlings folgen die Menschenherden ihren Führern, dem Abgrund zu, ins Feuer hinein. Oder ist das wirtschaftliche Elend der grossen Masse, das Leben als Kampf gegen Hunger und Verelendung nicht ein Abgrund? der Krieg nicht unendlich schlimmer und grauenhafter als das denkbar grösste Schadenfeuer?! Von den Anfängen des Menschentums an sind Herrschsucht, Selbstsucht, Machtgier, Habsucht hochgekommen und haben mit Gewalt, List, Drogung, falschen Vorspiegelungen und frommer Gebärde, je nachdem, die vertrauensselige Herde unter sich gebracht. Man nützt ihre Kräfte aus, man treibt sie zu Paaren, man lässt sie des Lebens nicht froh werden. Und die Herde glaubt an höhere Fügung, glaubt, es müsse so sein und könne nicht anders sein, glaubt an die Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein und erkennt nicht, dass sie die Macht in Händen hat, den Reichtum der Erde zum Wohle Aller zu heben, den Kampf ums Dasein zu froher Lebensgestaltung umzubilden, aus der von gegenseitiger Bekämpfung, Verfolgung, Verunglimpfung zermürbten Herde eine Gemeinschaft mit gegenseitiger Hilfeleistung zu werden!

Warum ist sie nicht so weit gekommen, die Menschenherde? Weil ihre Führer auch ihre Lehrer waren. Und alle diese Lehrer haben gelehrt, dass das Gute und Wahre und Notwendige, dass das Heil von oben komme. Selbstverständlich von oben: von ihnen, den Führern und Lehrern. Nicht platt so herausgesagt haben sie's; sie haben sich und das «Oben» in einen mystischen Dunst gehüllt. Sie haben sich ausgegeben als Verkünder einer Wahrheit, die nicht sie selber erfunden haben, sondern die ihnen eingegeben worden sei aus dem Absolut-Wahren her. Der Medizinmann, der Regent im Staat, der Dalai-Lama, der Papst und der Kaplan, sie

alle sind Verkünder und Vertreter einer höhern Macht, sie alle lehren den Blick nach oben, sie alle täuschen den Menschen über die Wirklichkeit hinweg.

Unwillkürlich sind wir ins religiöse Gebiet hineingekommen. Dem ist nicht auszuweichen, wenn man von Kultur spricht, denn die Religionen sind die Lehrer der Menschheit seit ungezählten Jahrtausenden, seit jener urfernen Zeit, als der unwissende Mensch in den Naturvorgängen das Walten übermenschlicher Wesen wähnte. Und seit jener urfernen Zeit ist dieser Wahn von einzelnen, die sich als die Wissenden ausgaben, als Mittel benützt worden, die Nichtwissenden, die Herde, im Zaum, d. h. in Unselbständigkeit, in Abhängigkeit vom «höhern» Willen zu erhalten.

Die christliche Kirche hat damit nichts Neues auf die Welt gebracht, sie hat nur längst Vorhandenes übernommen; die jüdischen Priester spielten Herrgott so gut und so zweckbewusst wie es die christlichen seit zweitausend Jahren tun. Aber weil wir im christlichen Kulturkreis leben, berührt uns die Wirksamkeit der christlichen Führer und Lehrer am nächsten.

Es ist schon genugsam auf den Widerspruch zwischen der christlichen Lehre von der Nächstenliebe und der Geschichte der christlichen Kirche und der von dieser beherrschten Völker hingewiesen worden. Es ist klar, dass die Lehre versagen musste, wenn der Lehrer, d. h. die Kirche, die eigene Lehre dermassen mit Füssen trat, wie sie's getan hat und wie sie's fortwährend tut. Der Kirche hat zwar dieser Widerspruch bei den Menschen nicht geschadet. Als sie die Herrschaft übernahm, hatte sie es schon mit der Herde zu tun, die an den Blick, nach oben, an Glauben und unbedingten Gehorsam gewöhnt war. Sie verfügt über wirksame Lock- und Schreckmittel genug, um die Menschen, die sich in ihrem irdischen Elend an die Botschaft vom bessern Jenseits klammern in geistiger Abhängigkeit zu erhalten.

Kulturell aber hat sich die Wirksamkeit der Kirche, der Widerspruch zwischen Wort und Tat, die Verlegung des moralischen Schwerpunktes ins Jenseits, verhängnisvoll ausgewirkt. Wir begegnen im Leben auf Schritt und Tritt denselben Widersprüchen zwischen Wort und Tat, im Einzelleben, im Geschäftsleben, in der Politik, denselben heuchlerischen Bemängelungen, derselben Vorspiegelung falscher Ideale.

Ich bin weit davon entfernt, der Kirche allein die Schuld am Fehlen einer auf Wahrhaftigkeit und Güte fussenden Kultur in die Schuhe zu schieben; die Ursachen gehen auf viele Jahrtausende hinter das Aufkommen von Kirchen zurück; diese sind nur die Erben.

Was der christlichen Kirche vorgeworfen werden muss, ist das, dass sie als Erzieherin versagte, dass sie durch ihr eigenes zwiespältiges Wesen der Herrschaft der egoistischen Triebe im Leben Vorschub geleistet hat. Friede auf Erden! werden ihre Glocken an Weihnachten läuten, aber ihre römischen Vertreter tragen Entzweigung und Hass ins Volk und in die Familien, wo nicht der römische Geist unbedingt herrscht.

Und der zweite Vorwurf ist der, dass sie, obwohl selber so weltlich, so hab- und herrschaftsüchtig wie nur möglich, die Armut, das Elend, das Unglück, den Krieg als weise Mittel der «Vorsehung» preist, durch die der Mensch zu Gott hingeführt werde.

Wer dran glaubt, erträgt möglicherweise den Jammer des Daseins leichter. Aber in demselben Masse ist ihm weniger daran gelegen, ihm ein Ende zu bereiten. Für sich selber täte es der Gläubige schon gerne; keiner richtet sich schlecht ein, um den Himmel zu verdienen, wenn er's gut haben kann. Aber grundsätzlich, aus Mitgefühl mit der grossen Masse der Armen, der Schattenseitigen an der Verbesserung der Lebensbedingungen zu arbeiten, sich einzusetzen für den Nächsten, den man lieben sollte wie sich selbst, das fällt dem nicht ein,

der gegen ein bischen Erdenelelend den Himmel eintauschen zu können glaubt. Die Kirche hat seinen Blick am Himmel festgebannet; er sorgt sich um das persönliche Wohlergehen im Jenseits, was gehen ihn die Mitmenschen auf Erden an.

Wenn es einmal eine wirkliche Kultur, eine geistig-gemütliche Menschenpflege, eine allgemeine gegenseitige Hilfsbereitschaft, ein Wahrsein und Gutsein gegeneinander geben soll, so muss der Mensch erst lernen, sein kurzes Dasein und darin seine Mitmenschen ernst zu nehmen; er muss den faulen Trost, wenn es ihm hier schlecht gehe, werde er es dafür im Himmel um so besser haben, hinter sich werfen; er muss an Stelle der selbstsüchtigen Frage «Was muss ich tun, damit ich selig werde?» die andere setzen: «Was muss ich tun, damit es uns allen wohl ergehe, damit wir Menschen alle die Erde als unsere schöne Heimat empfinden können?»

Wenn dieses Sinnen und Trachten sich Bahn bricht, dann erst ist die Kultur im Anzug und kann es mit ihr vorwärts gehen.

In diesem Sinne zu wirken, ist Aufgabe eines jeden, der der Erde und des Lebens Sinn erfasst hat, jedes denkenden und fühlenden Diesseitsmenschen. Dies zu sein, soll von jedem erwartet werden können, der sich Freidenker nennt, und damit ist ihm die hohe Sendung zugewiesen, der Kultur den Weg zu bahnen.

Verschiedenes.

Pilgerfahrt auf Knie.

Ueber die nachfolgende Geschichte kann sich nur ein Europäer wundern. Im Märchenland Indien ist sie keineswegs ungewöhnlich, und wenn die steinernen Stufen des Tempels Gangadwara in der heiligen Stadt Hardwar reden könnten, so würden sie wohl viele solcher erschütternden und wunderlichen Begebenheiten erzählen. Hardwar heißt «Tor des Wischnu» und liegt in Britisch-Indien in den Vereinigten Provinzen Agra und Oudh. Alljährlich wallfahren hier drei Millionen Brahmanen-Pilger zu den Ufern des Ganges, um Wischnu, den volkstümlichsten Gott des Brahmanismus, zu verehren.

Ein Bauer, der in der Stadt Mandisa lebte, gelobte dem Gott Wischnu, er werde mit seinen zwei Söhnen auf den Knieen nach der 340 Meilen entfernten heiligen Stadt Hardwar kriechen, wenn die Söhne von der Typhuskrankheit, die sie befallen hatte, genesen würden. Die Götter erhörten den Wunsch des Mannes, seine beiden Söhne wurden gesund, und so machte sich der Bauer daran, sein Gelübde zu erfüllen und die seltsame Wallfahrt zum Tempel Gangadwara anzutreten. Vor drei Monaten brachen die drei Pilger auf. Man bedenke, was das heisst, 340 Meilen (550 Kilometer) auf Armen und Knie rutschend zurückzulegen! Die weite Strecke sollte in 68 Tagesreisen zu je 5 Meilen bewältigt werden.

Am siebenten Tag dieser Wallfahrt auf Knie starb der jüngere Sohn. Eben von der schweren Krankheit genesen, war er den Anstrengungen nicht gewachsen. Der Vater betrachtete den Verlust als den Willen des grossen Wischnu und kroch mit dem anderen Sohn weiter gegen die heilige Stadt zu. Tag um Tag schoben sich die beiden auf den Knieen durch die Septemberglut vorwärts, nur dann stehend, wenn die geschwollenen Arme und Beine ihren Dienst versagten. Schliesslich waren sie nach 60tägiger Reise nur noch 10 Meilen von Harwar entfernt. Da konnte auch der zweite Sohn nicht mehr weiter. Er wurde schwach und immer schwächer, kein Zureden half dem Armen. Er legte sich in den Strassengraben und starb nach wenigen Stunden.

Der alte Bauer kroch weiter. Er legte auch noch die letzten zehn Meilen zurück, nachdem er den Sohn begraben hatte, und verrichtete dann auf den Stufen des Tempels Gangadwara fromm und denütig die vorgeschrriebenen Pilgergebete. Er küsste die Fussspur des Wischnu, die in den Tempelstufen eingeprägt ist, und badete dann in den heiligen Wassern des Ganges.

Man hat dem britischen Gouverneur von Agra-Oudh den erschütternden Fall vorgetragen mit dem Hinweis, die Regierung möge doch die Durchführung derartiger sinnloser und lebensgefährlicher Wallfahrten untersagen. Der Engländer zuckte die Achseln. Kein Brahmane würde eine solche Massnahme verstehen, sei sie auch noch so gut gemeint.

(Tagesanzeiger für Stadt und Kt. Zürich vom 9. XI. 37.)